# Glück und Unglück.

Von Emil Peschkau.

Seit Jahren kommen wir — ein halbes Dutzend Jugendfreunde — an jedem Donnerstag in einem abgeschlossenen Stübchen der B.'schen Weinhandlung zusammen. An einem dieser Abende war es, daß uns ein seltsamer Vorfall, der eben das Stadtgespräch bildete, in außergewöhnliche Erregung versetzte. Zwei junge Eheleute, die in guten Verhältnissen lebten und sich anscheinend sehr zugethan waren, wurden eines Tages in ihrer Wohnung todt aufgefunden. Zweifellos hatte der Mann zuerst seine Frau und dann sich selbst erschossen — ehe er aber den Revolver gegen die eigene Schläfe abdrückte, hatte er noch Blumen über die Leiche der Frau gestreut. Und die Lage, in der man ihn neben dem schönen, starr gewordenen Körper fand, deutete darauf hin, daß er sein todtes Weib noch umarmte, daß er vielleicht einen Kuß auf ihre Lippen drückte, während er mit seiner Rechten die Waffe erhob, die auch ihm das Ende bringen sollte.

Was war die Ursache dieser gräßlichen That gewesen? Alle Vermuthungen, die man äußerte, zerfielen den Thatsachen gegenüber in Nichts. Die Verhältnisse der Unglücklichen waren in bester Ordnung und sie hinterließen ein nicht unbeträchtliches Vermögen. Sie hatten aus Liebe geheirathet und die Nachbarn nannten sie die Unzertrennlichen, weil man nie Eines ohne das Andere sah. Ueber die Vorgänge in ihrer Wohnung wußte allerdings Niemand etwas zu sagen, da sie kein Dienstmädchen hatten. Sie führten keinen eigentlichen Haushalt und nahmen ihre Mahlzeiten im Restaurant ein. Nur in den ersten Monaten ihrer Ehe war das anders gewesen und vielleicht hätten die Mädchen, die damals im Dienst des Ehepaares standen, irgend eine verfolgbare Spur angeben können. Aber die waren in alle Winde zerstreut und das Gericht schien keine Ursache zu haben, den Fall weiter zu verfolgen. Darüber, daß der Mann wirklich der Thäter gewesen, konnte ja kein Zweifel sein, und wenn man auch der Annahme zuneigte, daß die Frau im Schlaf erschossen worden war — der Mörder hatte sich selbst gerichtet, die Behörde konnte in der Sache nichts mehr thun.

Als wir etwa eine halbe Stunde lang heftig über das Räthsel dieser dunklen That debattirt hatten, fiel es uns auf, daß Freund R. sich schweigend verhielt. Und als ich meine Augen verwundert auf ihn richtete und ihn eben fragen wollte, ob er sich keine Ansicht gebildet habe, da winkte er, als hätte er mich verstanden. Seine Züge hatten dabei einen sonderbar verlorenen Ausdruck und seine Stimme zitterte der Ergriffenheit, als er sich in's Gespräch mengte.

„Ich will Euch eine Geschichte erzählen," sagte er. „Ich glaube, daß die das Räthsel aufklären dürfte. Soll ich anfangen?"

Als seine Frage allgemein bejaht worden war, schwieg er noch eine Weile und dann begann er:

„Es sind nun ungefähr fünf Jahre her, daß ich mich mit einem sehr hübschen Mädchen verlobt hatte. Wir waren auf einem Tanzkränzchen des Vereins „Harmonie" mit einander bekannt geworden und dann war es sehr rasch gegangen. Sie schien mir das entzückendste Geschöpf der Welt zu sein, und ich ging wie berauscht umher. Als ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken durfte, fühlte ich tagelang nichts als das Fieber des Kusses, und ich hätte die Sache natürlich eifrigst wiederholt, wäre nicht eine Tante dagewesen, ohne die ich seit dieser seligen Stunde meine Braut nie mehr zu sehen bekam. Diese Tante war ein ganz harmloses Frauchen, das, wie ich später eingesehen habe, eigentlich eine Art Sklavin abgab. Sie fügte sich in Allem und Jedem den Wünschen meiner Braut, damals aber betrachtete ich sie als die Ursache all der kleinen Grausamkeiten, unter denen ich litt, und ich entwarf die bösartigsten Pläne, um sie zu beseitigen.

Wie heute noch ging ich auch damals jeden Tag um drei Uhr aus dem Bureau. Mein Weg führte mich durch die Kaiserstraße, und da begegnete ich regelmäßig einem Mädchen, das wohl irgendwo in einem Geschäft angestellt war. Sie war nicht ärmlich, aber doch bescheiden gekleidet und ihre ganze Art deutete auf einen einigermaßen „gebildeten" Beruf. Eines Tages, als sie eben einen Handschuh anzog, bemerkte ich Tinte an ihren Fingern, und nun sagte ich mir, daß sie wohl in einer Kanzlei Correspondenzen oder dergleichen besorgte.

Ihr werdet nun fragen, wie es denn möglich war, daß sich ein verlobter und verliebter Mann um die Finger eines fremden Mädchens kümmerte, das nicht einmal durch große körperliche Reize die Augen auf sich zog.

Darauf weiß ich keine Antwort. Ich weiß nur so viel, daß ich immer eine angenehme Empfindung hatte, wenn ich plötzlich im Menschengewimmel dieses stille, blasse Gesichtchen mit den freundlichen, ein wenig melancholischen Augen auftauchen sah. Und unwillkürlich flogen meine Blicke über ihre Gestalt, und die schmächtige Erscheinung in dem schlichten schwarzen Kleide prägte sich mir so lebhaft ein, daß ich sie immer noch eine Weile vor mir sah, wenn sie längst schon verschwunden war.

So schritten wir Wochen lang an einander vorüber, und als sie dann plötzlich ausblieb, empfand ich es nicht ohne Schmerz. Am ersten Tage ging es ja noch, aber dann fehlte sie mir von Tag zu Tag mehr. Ich wanderte endlich nicht wie sonst geraden Weges von meinem Bureau nach dem Gasthaus, in dem ich zu Mittag aß — ich kehrte am Ende der Kaiserstraße wieder um und schritt eine halbe Stunde lang oder noch länger auf und ab, in der Meinung, das Mädchen könnte jetzt etwas später in die Arbeit gehen. Dann entfernte ich mich auch ein paar Mal vor Schluß der Amtsstunden aus dem Bureau — vielleicht machte sie sich schon früher auf den Weg! Aber es war Alles vergebens, meine blasse Freundin blieb verschwunden. War sie krank — war sie vielleicht todt? Sonderbar, daß der Gedanke mich nicht verlassen wollte, während ich mir doch beständig sagte: sie wird eben umgezogen sein — einen anderen Weg nach ihrem Geschäft gehen. Aber nicht weniger sonderbar war es ja, daß ich mich für dieses Mädchen so interessirte, während ich in ein anderes verliebt war. Daß mich eine Fremde, die nicht einen Augenblick lang mein Blut entflammt hatte, so mit Unruhe, Mitleid und Sorge erfüllte, während der Tag schon nahe war, an dem das entzückendste Geschöpf der Welt — als solches erschien mir meine Braut noch immer — für ewig die Meine werden sollte!

Nachdem ich ungefähr eine Woche lang vergebens nach meiner blassen, stillen Freundin gespäht hatte, begann dann mein Interesse an ihr doch zu erlahmen. Einmal war mir auch der Gedanke gekommen, die weitere Umgebung der Kaiserstraße nach ihr abzusuchen, aber in demselben Augenblick kam mir auch meine Thorheit zum Bewußtsein. Was ging sie mich an? Wie einfältig war es, dem Mitleid — oder der Neugierde — so weit nachzugeben! Geradezu lächerlich war dieser Gedanke, sie zu suchen! Und nun schlug ich mir die Sache aus dem Kopf und nur einmal noch tauchte ihr Bild lebhaft vor mir auf .... ich sah sie im Traum wieder durch das Gewühl der Straßen schreiten und mir freundlich zunicken. Das war mir insofern merkwürdig, als ich sehr selten träume, und heute erscheint es mir geradezu bedeutsam. Damals aber war ich mit den Vorbereitungen für die Hochzeit so sehr beschäftigt — so sehr erfüllt von dem Liebesfieber und von der Freude, die entsetzliche Tante endlich loszuwerden — daß ich mich mit dem Traumbild nicht weiter beschäftigte.

Ein paar Tage später, als ich auf dem Weg von meinem Bureau nach dem Restaurant eben die Kaiserstraße überschreiten wollte, sah ich plötzlich das schwarze schlichte Kleid vor mir und das blasse Gesichtchen — noch blasser als sonst. Unwillkürlich fuhr meine Hand hinauf nach meinem Hut — ich grüßte sie. Sie nickte freundlich, während ein tiefes Roth sich über ihr ganzes Gesicht ergoß, und schritt an mir vorbei über den Straßendamm. Aber sie kam nicht weit, unwillkürlich, wie ich den Hut gezogen hatte, quoll es mir jetzt über die Lippen: „Fräulein!" Ich kann nicht sagen, daß ich damit eine bestimmte Absicht verband. Es war wohl die Freude, sie wieder gefunden zu haben, und die Furcht, sie auf's Neue zu verlieren, was mich drängte, sie anzusprechen. Sie schrak zusammen, wandte sich um und sah mich blutroth, mit großen, fragenden Augen an. Jetzt aber merkte ich erst, was ich angerichtet hatte. Sie stand mitten im Wagengewimmel, und als sie plötzlich die Pferde eines Postwagens herankommen sah, machte sie schnell ein paar Schritte zurück. Ich schrie auf und sprang ihr nach, aber es war zu spät. Eine Droschke, die hinter ihr vorbeifuhr, hatte sie erfaßt, und nun lag sie auf dem Pflaster und die Räder gingen über sie hinweg.

Was in diesem Augenblick in mir war, vermag ich nicht zu schildern. Ich glaube, ein Messer in's Herz gestoßen, schmerzt nicht wie so etwas. Ich zitterte am ganzen Körper und Alles war schwarz um mich. Dann aber raffte ich mich gewaltsam auf, und halbblind warf ich mich in das Getümmel. Als ich wieder sah, bemerkte ich einen Schutzmann, wie er das Mädchen aufhob. Todtlos — — ihre Augen waren nicht geschlossen, sie athmete! Und jetzt trafen ihre Augen mit den meinen zusammen.

„Daran bin ich schuld, Fräulein!" stöhnte ich.

Aber kein Unwille war in dem leichenblassen Gesicht ... sie lächelte.

„Es macht nichts," stammelte sie leise, so sanft, daß ich es noch höre wie himmlische Musik.

Inzwischen hatte der Schutzmann sie ganz aufgerichtet und sie versuchte ein paar Schritte.

„Danken Sie Gott, das ist gut abgegangen," sagte der Mann.

Dann rief er eine Droschke an und fragte nach der Wohnung des Mädchens.

„Ich werde Sie nach Haus begleiten, Fräulein," fiel ich ihm in's Wort.

Nun machte sie wieder ein paar Schritte und dann bat sie zögernd: „Wenn es Ihnen nicht unbequem ist — ich bin so schwach — ich fürchte mich so!"

„Aber Sie fühlen keine Wunde?" fragte der Schutzmann.

„Nein — nur wie gebrochen bin ich — ich habe keine Kraft."

Jetzt bemerkte ich Blut an ihrem Ohr — aber es schien nur eine leichte Verletzung zu sein. Ueber ihren Hut, der neben uns im Straßenkoth lag, waren die Räder hinweggegangen und auch über die Haare, die ihr jetzt halb offen, zerzaust über die Schulter hinabhingen. Das Ohr war aber nur leicht geritzt.

„Steigen Sie jetzt ein," sagte der Schutzmann, und ich half ihr in den Wagen, während er ihre Adresse aufschrieb.

Dann wollte ich ihr folgen, als plötzlich mein Name gerufen wurde. Es war die Stimme meiner Braut, und als ich mich umwandte, sah ich sie auf dem Fußsteig stehen.

„Ja was machst Du denn da?" fragte sie nichts weniger als freundlich.

„Das Fräulein ist überfahren worden," rief ich ihr zu. „Ich will sie nach Hause begleiten."

Nun sah ich einen Ausdruck in ihrem Gesicht, der mich auf's Tiefste empörte.

„Was geht denn das Dich an!" erwiderte sie heftig. „Ich wollte Dich eben abholen. Komm!"

„Aber ich kann doch jetzt nicht!" rief ich zurück.

Da lachte sie spöttisch auf und dann wandte sie mir mit einer jähen, trotzigen Bewegung den Rücken zu und ging davon.

Eine Sekunde später saß ich, keines Wortes mächtig, im Wagen neben dem armen Mädchen, das ermattet in die Kissen zurückgesunken war. Ihre Augen aber waren auf mich gerichtet, und während ich mich bemühte, den ungeheuren Sturm, der in mir wüthete, zu bekämpfen, sah ich plötzlich ein paar Thränen über die bleichen Wangen hinabrollen ..."

* * *

Als Freund R. mit seiner Erzählung so weit gekommen war, mußte er sich selbst die Augen trocknen. Er athmete tief auf und schüttelte heftig den Kopf, als wäre er unmuthig über diese Schwäche. Dann goß er sich mit zitternder Hand ein Glas Wein ein und trank langsam davon. Dabei schien er ruhiger zu werden, und endlich sah er uns an — noch immer sehr ernst, aber wie verklärt von einem Schimmer schwer erkämpften Glücks.

„Ihr habt das Weitere wohl schon errathen," fuhr er dann fort. „Das stille blasse Mädchen ist meine Frau geworden und was für eine Frau! In all den Jahren hat sie sich nicht geändert — sie ist der Engel geblieben, der sie damals war, als sie mir, noch betäubt von dem entsetzlichen Erlebniß, nur lächelnd antwortete: „Es macht nichts." Meine Braut aber hat später einen Anderen geheirathet ... den Mann, der sie vor einer Woche erschossen hat, obwohl sie ihn ebenso entflammt hatte, wie mich. Mir ist der traurige Fall deshalb kein Räthsel. Konstanze hatte alle möglichen Vorzüge, aber sie hatte kein Herz. Und da kann ich mir's wohl vorstellen, daß der arme Mensch, der den mir bestimmten Platz einnahm, in einem Augenblicke der höchsten Ueberreizung seiner Qual ein Ende machte, indem er das schöne, herzlose Weib tödtete und dann sich selber. Möge Jeder täglich Gott danken, der auf dem fürchterlichen Scheidewege zwischen Glück und Unglück, den wohl die meisten von uns blind betreten, so gut geführt wurde, wie ich!"

Wir waren von den Schicksalen, die uns Freund R. aufgerollt hatte, nicht wenig ergriffen und Einer oder der Andere von uns wird wohl auch nachgesonnen haben, ob der Weg, den sein eigenes Leben genommen, näher dem Glück oder dem Unglück. Und so aufrichtig, so aus dem Tiefsten der Seele kommend, wie das „Hoch", das wir nun der Frau des Erzählers darbrachten — so klingt sicher nur selten ein Hoch. Ich höre es jetzt noch, während ich diese Zeilen niederschreibe, und ich mag nicht anders schließen als mit den Worten von damals: „Lieber Freund — das Glück soll leben! Es lebe Deine Frau!" ...

# Eine Werbung.

Augenblicksbild aus Oberfranken, von Hans v. Gumppenberg.

Ein neblichter Octobermorgen liegt über den thurmgekrönten Hügeln der alten Bischofsstadt Bamberg. Die Luft ruht in nachdenklicher Stille; nur hin und wieder durchweht sie ein scharfes, frostiges Erschauern, an den nahen Winter mahnend. Dann lösen sich von den fast schon kahlen zwerghaften Kastanienbäumen, die den Anstieg zum Berge Sankt Michaels bewachen, nach kurzem raschelnden Widerstreben ein paar braunumränderte Blätter und treten ihre erste und letzte Reise an, langsam niedertanzend in das Massengrab des Sommerlaubes.

Hier oben, wo bei dem alten die Höhe beherrschenden Klosterbau das schmale, grobgepflasterte Gäßchen platzartig sich erweitert, mach' ich Halt. Gerade gegenüber erhebt sich ein behaglich und massiv gebautes einstöckiges Haus, das ehedem wohl — nach den überm Thor prangenden Statuetten Kaiser Heinrich des Heiligen und seiner frommen Gemahlin Kunigunde zu schließen — Sitz eines hochmögenden Domherrn war, seit geraumer Zeit aber Eigenthum einfacher Bürgersleute geworden ist und im ersten Stockwerk augenblicklich eine wohlhabende Beamtenfamilie beherbergt, welche die reinere Luft der Höhen und die Erlösung vom Straßenlärm dem modernen Comfort der unteren Stadttheile vorgezogen hat. Das Haupt dieser Familie, den behäbigen Herrn Inspector, kenn' ich bereits: auf einem Bierkeller des Stefanberges saß ich gestern in seiner Gesellschaft und empfing als Neuzugezogener seine guten Rathschläge. Auch die Dienstbotenfrage war dabei zur Sprache gekommen, und er hatte die hervorragende Tüchtigkeit seines vor Jahresfrist aus einer benachbarten Ortschaft gewonnenen „Mädchens für Alles" gerühmt...

Ob die hübsche blonde Dirn da droben im ersten Stock, die so energisch mit dem Scheuerlappen eine Fensterscheibe behandelt, die Gepriesene ist?

Eben wie ich noch, unter den Kastanien auf der anderen Seite des Platzes stehend, diese für den Gang der Weltgeschichte nicht gerade wichtige Frage überlege — auch die Gedanken werden bescheiden in einer kleinen Stadt! — kommt, von einer bis zur Melancholie abgemagerten Kuh gezogen, ein hoch mit zerkleinertem Holz beladenes Leiterwägelchen die Gasse herauf, begleitet von einem keck dreinschauenden, etwa zweiundzwanzigjährigen Burschen, der mit kurzer Geisel den Vorwärtsbewegungen des phlegmatischen Motors Temperament beizubringen sucht. Die mehr sehnige als volle Statur, die schlau gekniffenen hellblauen Augen, die mächtige, kühn gebogene Nase und die graue Tuchkappe legitimiren ihn als echtbürtiges Kind des Frankenlandes, während die stark abgenutzte und verstaubte blaurothe Unaussprechliche bezeugt, daß er dem bayerischen Mars bereits seinen Tribut gezollt hat.

Dem Burschen ist die Gestalt am offenen Fenster nicht entgangen. Er hält vor dem Hause und ruft hinauf: „Fräula! Kauft's kei Holz? I hätt a schön's Führla!"

Das Mädchen hält in der Arbeit inne und wirft einen raschen Blick herunter, wobei ein halb unmuthiger, halb belustigter Zug um ihre Mundwinkel hervorspringt.

„Was? Du traust Di aa da 'rauf? I kenn' Di scho! Meinst D' i hätt's net g'hört, wie Du d' Leut' betrügagst?"

Aber das beirrt den Burschen nicht.

„Geb' weida! sagt er gelassen mit einer leichten Handbewegung, die seine unverhoffte Gegnerin unter die Närrischen und Unzurechnungsfähigen verweist: „mit Dir is nix z' macha! Wo is denn d' Fraa?"

„Dees werd si glei bleiben!" tönt es zurück, „d' Fraa nimmt's aa net."

Gleichzeitig erscheint, durch den lauten Wortwechsel aufmerksam geworden, die Frau des Hauses, eine stattliche Fünfzigerin, im Morgenneglige an dem Fenster. Sofort wendet sich der Feilbieter an sie.

„Schaug'n Sie's nur an, mei Holz, gnä' Fraa — 's is schö und dürr, und i gib's ja billig! 's ganz Führla um fünf Mark!"

Die Frau, augenscheinlich kauflustig und durch den genannten Preis verlockt, beugt sich, während das Mädchen verdrossen ihr Platz macht, weit zum Fenster heraus, mit forschendem und berechnendem Blick Qualität und Quantität des hochgethürmten Holzes abschätzend, das in der That sehr einladend sich präsentirt. Die Prüfung scheint auch zu ihrer Zufriedenheit auszufallen.

„Tragen Sie's 'rauf!" ertönt ihr Machtspruch, worauf sie mit dem ersichtlich ärgerlichen Mädchen in das Innere der Wohnung verschwindet.

In den Augen des Burschen leuchtet es auf. Er greift nach dem Huckelkorb, der obenauf im Wagen liegt, packt ihn voll, hebt ihn auf die Schultern und trägt ein paar solcher Lasten ins Haus. Wie er zum zweiten Mal wieder herabkommt, schaut er vorsichtig nach allen Seiten, als ob eine Beobachtung ihm unangenehm wäre. Sein flüchtiger Blick streift das leere offene Fenster droben, und jetzt auch mich: aber ich schlage angelegentlichst mit dem Spazierstock nach einer reifen Kastanie, und er hält den städtischen Fremden für ungefährlich.

Nun tritt er an das Wägelchen, greift mit beiden Händen schnell unter die Scheite hinein und reißt drei lange Buchenprügel heraus. Polternd purzelt der spärliche Rest des Holzes tief auf den Boden des Vehikels.

Ich durchschaue mit einem Seitenblick die Situation. Der Gauner hat die Prügel quer zwischen die Wagenwandungen geklemmt, einige Schichten Holz über den damit geschaffenen Hohlraum gelegt und so eine volle Wagenladung vorgespiegelt

Die verdächtigen Prügel haben rasch auf dem Hängebrett unterm Wagenboden ein heimliches Lager gefunden. Wieder huscht ein Blick des Burschen ringsum: Alles ist geblieben wie zuvor, auch ich schlage eifrig weiter nach meinen Kastanien.

Kaum füllen die Scheite noch einmal den Tragkorb. Da, wie der Bursche eben mit der letzten dürftigen Last auf dem Rücken dem Hausthore zuschreiten will, tritt ihm hochaufgerichtet, mit der Miene eines Rachegeistes die Magd daraus entgegen.

„No", sagt sie trocken und verächtlich, mit eingestemmten Armen sich vor ihm aufpflanzend, „jetzt sei aber so guat, Du Spitzbua, und traq' uns die Prügel, die's D' 'rausizog'n hast, aa 'rauf!"

Der Entdeckte hält einen Augenblick in stummer Verblüfftheit inne.

„Schamst D' Di denn net?" fährt die handfeste Frankenjungfrau mit steigender Heftigkeit fort: „So z' betrüag'n! Tragst no' den halben Uniform — und betrügagst? Du bist ja a Männla wia David .. g'rod d' Harf'n fehlt D'r!"

Am Fenster oben taucht infolge des neuen Disputs die Hausfrau wieder auf, welchen erschwerenden Umstand der Armesünder sofort bemerkt.

„Na — aber Madla" sagt er, seine Stimme ein wenig dämpfend, „so sei do stad!"

„Stad soll i sei'? Fallt ma gar net ei'!"

„Was brauchst denn Du jetzt dees z'fog'n?" fährt der Delinquent mit halb wildem, halb scheuem Blick auf. „Host denn Du dees g'seg'n, han?"

„Freili hob' i's g'seg'n!"

„Is net wohr! I hob' ja naufg'schaut — ka Mensch wor am Fensta!"

„Ja an dem Fensta freili net — i hob' natürli zu an ander'n Fensta 'runterg'schaut, hinter'm Vorhang! So g'scheit wia Du bin i aa!"

„Wos?" ruft der Bursch, und starrt die „Aa G'scheite" ein paar Augenblicke mit einem Gemisch von maßlosem Staunen und Ingrimm an. Dann aber geht der Ausdruck seines hochrothen Gesichts allmälig in helles Lachen über, ein Entschluß blitzt in seinen Augen auf, und mit einer Bewegung, als wolle er sie zärtlich tätschelnd an sich drücken, nähert er sich dem indignirt zurücktretenden Mädchen.

„Fräula —" sagt er dabei allen Ernstes, „mech'st jetz' Du net mei Weiwer'n? Mir passat'n so guat z'samm'."

„Wos fallt Dir ei'?" schreit das Mädchen in einer Empörung, aus der man hört das Tanzen bei Dir auf." Elsa: „Ja, dann wirst Du tanzen!"

„Du unverschämta Kerl! So a Betrüager — no, der passat ma!"

„Schau' Schatzerl" — fährt der Bursch im Brustton der Ueberzeugung fort: „uns zwa wur' ja Keiner z'gescheit! Wenn mir zwa bei'ander wär'n, in a halb'n Johr hätt'n ma den größt'n Bauernhof!"

## Chinesische Delicatessen.

Man darf sich nicht einbilden, daß die Chinesen ausschließlich oder gar mit Vorliebe Ratten, Mäuse und Regenwürmer verspeisen. Der Chinese ist vielmehr ein geborener Koch und verwendete er zur Zubereitung der Speisen nicht so viel ranziges Oel, ja sogar Ricinusöl, so könnte man die chinesische Küche nicht nur für sehr abwechslungsreich, sondern vielleicht sogar für schmackhaft erklären, natürlich mit gewissen Einschränkungen. Das Hauptgericht bildet stets, selbst bei dem größten Bankett, der Reis. Fleisch und Fische werden nur als Beilage zum Gemüse betrachtet, während dieses selbst als Hauptgericht aufgetragen wird. Der Chinese ißt ungefähr Alles, was grün ist; alle unsere Feldfrüchte, wie: Kartoffel, Kohl, Salat, Bohnen, Erbsen, selbst Knoblauch, dann auch unzählige Wasserpflanzen, Blätter, Wurzeln und Stengel, junge Bambussprossen, selbst das frische Seegras.

Nicht ganz so reichhaltig, aber doch reichhaltig genug, ist die Liste der Fleischspeisen. Zwar werden Rinder fast gar nicht gegessen, sondern nur als Lastthiere gezüchtet. Bei Ueberschwemmungen z. B. wird geradezu verboten, Rinder zu schlachten, um die Götter wieder zu versöhnen. Auch Ziegen- und Hammelfleisch wird nicht gegessen; dagegen wird Kameel- und Pferdefleisch schon häufiger verwendet zum Kochen. Die Nationalspeise aber bildet das Schweinefleisch, und so arm kann ein Chinese fast nicht sein, daß er sich nicht ein Schwein hielte. Ja, in vielen chinesischen Provinzen versteht man unter Fleisch überhaupt nur Schweinefleisch. Neben Enten und Gänsen, die in China fast nur künstlich ausgebrütet und massenhaft gegessen werden, bilden junge fette Katzen und mit Reis gemästete kleine Möpse, die von wandernden Händlern in ihren an Bambusstangen aufgehängten Holzkäfigen feilgeboten werden, ein beliebtes Gericht. Diese Möpse werden eigens gezüchtet und sind eine gesuchte Delicatesse. Zwar gibt es namentlich in den Armenvierteln Hunde- und Katzen-Restaurants, aber die dort verwendeten Hunde sind gewöhnlicher Art, die hauptsächlich den armen Klassen zur Nahrung dienen. Ueber der Eingangsthür hängt gewöhnlich eine Anzahl geschlachteter Thiere, neben ganzen Strängen getrockneter oder geräucherter fetter Ratten. Die wohlhabenden Söhne des himmlischen Reiches verschmähen aber ebenso wie die Europäer den Rattenbraten, den sie den Armen überlassen, sind aber z. B. einem „Hundekopf a la vinaigrette" oder einer „Hundeschnauzsuppe" durchaus nicht abhold. Alle anderen Arten unseres Geflügels, wie Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Wildenten etc., kommen in den Ebenen Chinas massenhaft vor und werden eifrigst gejagt. Besonders beliebt sind Schwalbennester, die im Innern des Landes ca. $10 pro Pfund kosten und die hauptsächlich aus Aberglauben gegessen werden, denn das Nest, welches nicht größer als eine kleine Damenhand ist, besteht größtentheils aus Seegrasfasern, Federn und dem weißlich durchscheinenden Speichel der Schwalben. Die verschiedensten Arten Schlängen, namentlich Wasserschlangen, werden zu Suppen verkocht; Haifischflossen bilden eine besondere Delicatesse; auch Froschschenkel werden gern gegessen. Originell ist die Art, wie die Frösche gefangen werden. Der Chinese bindet ein kleines Fröschlein an eine zarte Leine und wirft dann die Angelschnur in das saftige Gras der Reispflanzung, dem Lieblingsaufenthalt der alten, fettgemästeten Frösche. Sieht ein alter Quaker dann den Köderfrosch, so beeilt er sich, ihn zu verschlucken; nun zieht der Angler die Leine an, faßt den alten Frosch mit der einen Hand und die Leine mit der anderen und zieht das kleine Thierchen dem anderen wieder langsam aus dem Magen heraus. Auf diese Weise werden mit einem Köder in kürzester Zeit viele Frösche gefangen.

## Des Herzens Heimath.

Von Julie Schuchardt.

Wo ist, o Herz, Dein Heimathsort?
Wo ist der Sehnsucht Ruheport?
Ist es der traulich-stille Raum,
Wo wir geträumt der Kindheit Traum?

Ist's, wo wir kühn gekämpft, gestrebt?
Wo wir gelitten und gebebt?
Ist's, wo das Glück uns hold gelacht,
Wo wir ein hohes Werk vollbracht?

Ist's, wo der Ruhm mit froher Hand
Den Ehrenkranz um's Haupt uns wand?
Ja, gern zu Stätten, wo das Glück
Uns blühte, kehrt das Herz zurück.

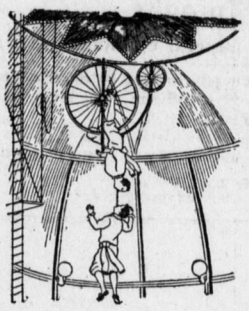
Doch tief im Innern fühlt es dann:
Wo es ein gleiches Herz gewann,
Das Freud' und Leid mit ihm getheilt,
Dort liebend es am liebsten weilt!

Ja, dorthin sehnt sich's immerdar,
Und unter Thränen wird's ihm klar:
Nur wo es liebt und Liebe fand,
Da ist sein wahres Heimathland!

— Sie kennt sich aus. „Elsa, wenn wir verheirathet sind, dann hört das Tanzen bei Dir auf." Elsa: „Ja, dann wirst Du tanzen!"

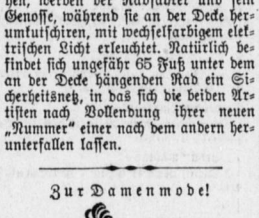
## Radfahren an der Decke.

Es wird für unsere Artisten, die in der Circusmanège und auf dem Variététheater auftreten, immer schwieriger, etwas Neues dem Publikum vorzuführen. Täglich entstehen mehr derartige Vergnügungslokale, die notorisch in der Großstadt den Theatern großen Abbruch thun, und verzweifelt fragt sich die Direction eines solchen Variététheaters am Schlusse jeden Monats: „Wo nehme ich etwas neues her, was die Leute noch nicht gesehen haben?" Neues gibt es ja auf artistischem Gebiete eigentlich nicht, es ist immer dasselbe: Kraftmeierei, Trapezarbeit, Seiltanz, Jongliren, Recktur-nen, Parterreakrobatie, Sprung, Flug durch die Luft u. s. w. Die ganze Thierwelt hat man bereits auf die Bretter gebracht, und dressirte Wölfe, Papageien, Seehunde, Schweine, Ratten und Mäuse hat man dem Publikum bereits vorgeführt. Alle Artisten zerbrechen sich beständig den Kopf, um eine neue Nummer, einen Trick zu finden, der einschlägt, denn sie wissen recht wohl: durch einen einzigen glücklichen Gedanken bringt ihnen ein solcher Trick viele Tausende von Mark ein. Das Wildeste und Gefährlichste ist dabei das Beste. Etwas, das im gewöhnlichen Leben auf den Beinen steht, auf den Kopf stellen, ist neu und wirkt beim Publikum. Das sagte sich auch der Mann, der auf die Idee kam, Rad nicht mehr auf ebener Erde, sondern oben an der Decke und mit dem Kopf nach unten zu fahren. Im Circus zu Berlin traten vor einiger Zeit zwei Künstler auf, die



das Publikum jeden Abend in Erstaunen versetzten. Sie sind Schüler eines schweizer Akrobaten Namens Di Batta; dieser war ein Trapezkünstler und kam auf die Idee, das Radfahren an der Decke zu versuchen. Das Rad läuft natürlich auf Schienen und ist so befestigt, daß es nicht herunterfallen kann. Bewegt kann es aber nur dadurch werden, daß der daranhängende Mann, bei dem die Lenkstange die Besondere des sonst gebräuchlichen Trapezes vertritt, mit den Beinen nach oben tritt und dadurch die Radkurbeln in Bewegung setzt. Dieses Radfahren an der Decke, das, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, „toll aussieht", genügte aber dem Erfinder dieses Tricks nicht. Er nahm noch ein Trapez in den Mund, an dessen Querstange sich mit dem Mund ein anderer Akrobat festhielt. Als der schweizerische Artist zu alt und ungelenk geworden war, um den Trick selbst auszuführen, erzog er sich die beiden jetzt auftretenden Schüler, die ebenfalls unter dem Namen Batta „arbeiten" und Franzosen sind. Um den Effect der Nummer zu erhöhen, werden der Radfahrer und sein Genosse, während sie an der Decke herumtutschiren, mit wechselfarbigem elektrischen Licht erleuchtet. Natürlich befindet sich ungefähr 65 Fuß unter dem an der Decke hängenden Rad ein Sicherheitsnetz, in das sich die beiden Artisten nach Vollendung ihrer neuen „Nummer" einer nach dem andern herunterfallen lassen.

Zur Damenmode!



„Vata komm her, unsa Gockl ist drauß'n

— — hat ihn schon! ah — ah — ah!"

— Mancher Schriftsteller ist nur der Adoptivvater seiner Musenkinder.

— Auf Hunderttausende, die von einer Sache leben, kommt Einer, der dafür stirbt.

— Etwas Ungewohntes. A.: „Ich weiß nicht, mir ist, als ob mir noch etwas fehlte." — B.: „Ueberradelt bist heut' noch nicht 'worden!"

— Grob. Gattin: „Warum heult denn der Hund so fürchterlich?" Gatte: „Vielleicht hat er gestern gehört, daß Du heute kochen willst."

## Das Armband.

Fräulein Lilli war eine von jenen Schauspielerinnen, deren Schönheit hervorragender ist, als ihr Talent, und deren Rollen so klein sind, wie die Zahl ihrer Anbeter groß ist. Sie hatte nur einen beschränkten, aber in puncto Freigebigkeit um so gewählteren Kreis junger und alter Freunde, von denen ihr die Letzteren am angenehmsten waren, denn die hübsche Lilli hatte die Erfahrung gemacht, daß das Alter nicht nur vor Thorheit nicht schützt, sondern auch vor Verschwendung nicht.

Eines Abends, als die kluge Dame in einer Hosenrolle auftrat, befand sich unter den Zuhörern auch ein junger, lebenslustiger Provinz-Edelmann. Als er die hübsche, fesche Künstlerin erblickte, fühlte er sein Herz heftiger schlagen. Sie gefiel ihm ganz außerordentlich. Er sagte das seinem befreundeten Cicerone, der zu den Intimen der Bühnen gehörte. Lächelnd gab ihm dieser ausführliche Auskunft, indem er ihn gleichzeitig auf einen anderen, neu aufgetauchten, jugendfrischen Stern aufmerksam machte, der sich Lucie Grandson nannte.

Der junge Provinzler war abergläubisch. Er zählte an seinen Rockknöpfen ab: Lilli — Lucie — Lilli. — Der letzte Knopf wies auf Lilli. Also — Fräulein Lilli.

Am nächsten Tage wurde er bei ihr eingeführt. Huldvoll wurde der junge Mann aufgenommen. Man plauderte, scherzte, lachte, und als man schied, war er entzückt.

Es war nunmehr selbstverständlich, daß er auch die folgenden Tage mit ihr gemeinsam verbrachte, aber er mußte die betrübende Erfahrung machen, daß sie nicht nur sehr kostspielig sei, sondern auch — unnahbar. Sie war berechnend. Sie schien ihn für einen Gimpel zu halten und das stieß ihn doch etwas ab.

Sein Aufenthalt in Berlin neigte sich zu Ende. Da entschloß er sich zu einem Hauptcoup. Er wußte wohl, daß Geschenke die besten Freiwerber sind, und danach entschloß er sich zu handeln.

Als er wieder einmal zu ihr ging, nahm er seine Hundert-Markscheine und seinen Muth zusammen und bat sie, ein kleines Geschenk zum Andenken von ihm anzunehmen.

Die schöne Lilli lächelte spitzbübisch. Endlich hatte sie ihn so weit. Bei dem berühmten Juwelier nebenan lag ein prächtiges Brillant-Armband im Schaufenster, das ihr schon lange in die Augen stach. Auf das hatte sie sich capricirt.

Hastig nahm sie den Arm ihres Verehrers und führte ihn zum Juwelier. Der Schmuck war in der That von ausgesuchter Schönheit, aber er sollte die Kleinigkeit von achthundert Mark kosten.

Der junge Mann erbleichte ein wenig. So viel war ihm der Scherz nicht werth. Die Hälfte würde er wohl geopfert haben, aber mehr nicht. Das erklärte er auch seiner Begleiterin, als er wieder mit ihr auf der Straße war.

Aber Lilli wollte das Armband haben. Daher bat sie ihren Provinzler, doch am nächsten Tage wieder zu dem Juwelier zu gehen. Sicher würde dieser ihm den Schmuck billiger lassen. Der junge Herr versprach ihr das. Zwei Stunden später überreichte Lilli dem Juwelier vierhundert Mark mit dem Bemerken, das Armband dem Herrn Baron am nächsten Tage für vierhundert Mark zu verkaufen, ohne natürlich etwas von ihrem Eingreifen zu verrathen. Der Verkäufer nickte verständnißinnig. Nicht das erste Mal war es, daß so etwas vorkam.

Aufgeregt verbrachte Lilli den nächsten Vormittag. Ihr Ritter ließ sich nicht sehen. Als er auch am Nachmittag sich nicht meldete, konnte sie ihre Ungeduld nicht länger bemeistern und eilte zu dem Juwelier.

„Ist der Baron noch nicht hier gewesen?"

„Gewiß. Heute ganz früh schon. Und der Herr Baron freute sich über den billigen Kauf. Also, Alles in bester Ordnung!"

Aber es war nicht Alles in bester Ordnung, denn als Lilli Abends in's Theater mußte, hatte sich der Provinzmensch noch immer nicht gemeldet.

In höchster Aufregung — ungeduldig — bestürzt fast — schlüpfte Lilli in ihr Costüm.

Da — was war das? Lucie, ihre Rivalin Lucie, rauschte in die Garderobe — und an ihrem Arme — das Brillant-Armband.

„Ach, von einem Provinzbaron, einem sehr netten